

BERNHARD BRAUN

DIE HERKUNFT EUROPAS

Eine Reise zum Ursprung
unserer Kultur



wbgTHEISS

Bernhard Braun

Die Herkunft Europas

Bernhard Braun

DIE HERKUNFT EUROPAS

Eine Reise zum Ursprung
unserer Kultur

Alle Abbildungen im Innenteil stammen vom Autor. © Bernhard Braun

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über www.dnb.de abrufbar.

Das Werk ist in allen seinen Teilen urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung in und Verarbeitung durch elektronische Systeme.

wbg Theiss ist ein Imprint der wbg.

© 2022 by wbg (Wissenschaftliche Buchgesellschaft), Darmstadt

Die Herausgabe des Werkes wurde durch die Vereinsmitglieder der wbg ermöglicht.

Lektorat: Daphne Schadowaldt, Wiesbaden

Satz und Herstellung: Arnold & Domnick, Leipzig

Gedruckt auf säurefreiem und alterungsbeständigem Papier

Printed in Europe

Besuchen Sie uns im Internet:

www.wbg-wissenverbindet.de

ISBN 978-3-8062-4437-3

Elektronisch sind folgende Ausgaben erhältlich:

eBook (PDF): 978-3-8062-4460-1

eBook (epub): 978-3-8062-4461-8

Herrlich ist der Orient
Übers Mittelmeer gedrunen;
Nur wer Hafis liebt und kennt
Weiß was Calderón gesungen.

Johann Wolfgang v. Goethe, *Westöstlicher Diwan*

INHALT

1	Europa hat einen Migrationshintergrund	9
2	Die Erfindung der Kultur – der Alte Orient	29
3	Götter aus dem Morgenland – die Erfindung der Religion	47
4	Die Entstehung des jüdischen Monotheismus	81
5	Auf dem Weg nach Europa – der Mythos Griechenland	115
6	Von den Stadtstaaten zum Weltreich Alexanders des Großen	195
7	„Außer Rom ist fast nichts Schönes auf der Welt“	213
8	Die Geburt des Christentums	249
9	Europa übersiedelt in den Orient – die Welt von Byzanz	281
10	Die Kultur des Islam als Teil Europas	341
11	Die langwierige Baustelle Europa – das Mittelalter	385
12	Das Subjekt emanzipiert sich für eine neue Zeit	455
13	Vom Kentern des Tidenstroms	509
	Nachwort	530
	Anmerkungen	532
	Literatur	535



Raub der Europa, Museo Archeologico Nazionale di Napoli

1 EUROPA HAT EINEN MIGRATIONS- HINTERGRUND

Europas Geschichte ist eine delikate Angelegenheit. Sie beginnt mit Ehebruch und Raub und einem wüsten Durcheinander in der familiären Beziehungskiste. Je weiter wir Europäer uns in unsere Familiengeschichte vertiefen, umso deutlicher wird, dass unsere Verwandtschaft weit in den Orient reicht. Das mag für viele erst mal eine irritierende Tatsache sein. Deshalb betrachten wir sie zunächst durch den Weichzeichner des Mythos. Der Mythos kann vieldeutig sein und Widersprüchliches dulden. Hier können wir uns die Dinge noch ein wenig aussuchen, was zweifellos praktisch ist.

Ich beginne mit einem jungen Mann namens Agenor. Er war ein Sohn des Poseidon und der Libye. Poseidon war der griechische Gott des Meeres, ein Bruder des Zeus, der wiederum den lichten Himmel und die feste Erde den dunklen Abgründen des Meeres vorgezogen hatte. Unsere mythische Erzählung spielt also in Griechenland, was ja durchaus beruhigend ist, denn Griechenland gehört unstreitig zu unserem europäischen Bildungsschatz. Wir befinden uns aber auch in direkter Nachbarschaft zum Orient und die Familienbande machen das gleich offenbar. Von Libye weiß man nicht allzu viel. Sie wird im Mythos als Tochter des ägyptischen Königs Epaphos gehandelt und gilt als Namenspatin des Landes Libyen. Sie gebar dem Poseidon neben Agenor noch die Lamia, die dann Königin von Libyen war, und den Belos. Bei der Namensgebung des Belos hatte sich das Paar vom alten orientalischen Gott Baal inspirieren lassen, jenem Gott, der im Alten Testament als Gegenspieler Jahwes auftaucht. Belos brachte es weit, er war König von Ägypten und Gründer von Babylon. Damit stand er am Anfang der beiden großen voreuropäischen Hochkulturen – eine tolle Sache, die nur im Mythos gelingen kann!

Dass ich Agenor kurz aus den Augen verlor, liegt an seiner Bescheidenheit. Ihm reichte das kleine Phönizien, wo er den Königsthron bestieg. Das

Land war unscheinbar, lag dafür aber sehr günstig an der östlichen Mittelmeerküste. Dort bildete es eine Landbrücke zwischen Ägypten und Mesopotamien und hatte zugleich Zugang zum weiten Meer, die perfekte Verbindung zu den besten Handelsgebieten der damaligen Welt. Kein Mensch dachte daran, sich abzuschotten, Stacheldrahtverhaue und Mauern zu bauen. Man wollte Geld verdienen und war Fremden gegenüber aufgeschlossen. Dass man von anderen Kulturen viel lernen konnte, wussten die Phönizier nur allzu gut. Sie waren mit zwei großen Kulturgebieten und ihren Schriftsystemen vertraut, den (ägyptischen) Hieroglyphen und der (mesopotamischen) Keilschrift, die ungefähr zur gleichen Zeit irgendwann zwischen 3500 und 3200 v. Chr. erfunden wurden.

Die Leute um König Agenor sahen in der damaligen Globalisierung eine große Chance und nutzten sie beherzt. Die Phönizier bauten Schiffe, wurden geschickte Seefahrer, begnadete Kaufleute und internationale Netzwerker und damit unversehens Kulturvermittler im gesamten Mittelmeerraum, gleichsam ein Kollateralnutzen beim Geldverdienen. Ursprünglich nannte man sie Kanaanäer (von arab. *qana*/Handel treiben). Erst die Griechen gaben diesem Landstrich zwischen dem Aman-Gebirge im Norden und dem nördlichsten Zipfel des Sinai-Gebietes im Süden den Namen Phönizien. Er leitet sich ab von der Purpurschnecke und den purpurfarbenen Stoffen (griech. *phoinix*/rot, auch Dattelpalme), die von seinen Bewohnern um das gesamte Mittelmeer vertrieben wurden. Die Phönizier hatten sich in kleinen Königtümern und Stadtstaaten (Akko, Byblos, Sidon, Tyros) organisiert und es störte sie nicht, dass sie die meiste Zeit von starken auswärtigen Machthabern abhängig waren. Man beschäftigte sich mit Handel und Geldverdienen und scherte sich wenig um Politik. Wegen ihrer Geschäftstüchtigkeit sollen die Phönizier auch nur lausige Kunsthandwerker gewesen sein. Glaubt man allerdings der Auskunft des Alten Testaments, dann spielten phönizische Künstler beim Bau des salomonischen Tempels eine führende Rolle.

Dafür waren sie in anderer Hinsicht kreativ. Weil die beiden alten Schriftsysteme mit ihrem komplexen Bildcharakter für den täglichen Gebrauch und für das Geschäftsleben, auch in ihren kursiven Varianten, ungeeignet waren, erfanden sie das Alphabet! Aber der Reihe nach, ganz so einfach war die Sache nämlich nicht. Es dürfte zwischen 2000 und 1500 gewesen sein, als aus einigen ägyptischen Schriftzeichen, vermutlich bei

Byblos, Buchstaben gebildet wurden. Gegen 800 fügten die Griechen in die damals noch linksläufige Konsonantenschrift Vokale ein. Ob die Schrift Ergebnis eines Trends war oder ob echte Erfinder dahintersteckten und ob diese Erfinder tatsächlich Phönizier waren, wissen wir nicht wirklich. Sicher ist jedoch, dass sich die Formen der Buchstaben an den ursprünglichen Bildern orientierten. Aleph/Alpha verweist auf das alt-semitische Wort für Ochse (*alf*) und leitet sich vom umgekehrten gehörnten Rinderschädel ab, Bait/Beta verweist auf jenes für Haus (*bait*) und zeigt den einfachen Grundriss eines kleinen Zweizimmerhauses (genau übersetzt kann man für Alpha-Bet daher auch „Ochse-Haus“ sagen). Im Ġim/Gamma kann man einen Kamelhöcker (*gamel*/Kamel) erkennen, im Mü steckt die Wellenlinie des Wassers, im Nü die Bewegung einer Schlange. Das Prinzip, Buchstaben nach dem Gegenstand zu benennen, der mit diesem Buchstaben beginnt (griech. Akrophonie), funktioniert nicht immer. Erstaunlich ist jedoch, dass die meisten Buchstaben unseres Alphabets immer noch gleich aussehen wie vor knapp 4000 Jahren und dass wir noch immer die Anfangsbuchstaben arabischer bzw. semitischer Wörter verwenden. Wir müssen uns deshalb damit anfreunden, dass unser Alphabet, das uns so vertraut vorkommt, einen Migrationshintergrund hat. Ja mehr noch, in manchen Buchstaben verbergen sich ganze Geschichten. Das A stand ursprünglich für den Stier, das Symbol für Fruchtbarkeit, Macht und Männlichkeit. Der Querstrich, der zuerst die Hörner symbolisierte, rutschte dann nach unten und wurde zum Zeichen für das Joch. Damit war Schluss mit Macht und Männlichkeit. Denn die Geschichte des A erzählt, dass aus dem Stier ein Ochse wurde, das Tier des Ackerbaus und der Sesshaftigkeit.

Das war jetzt ein bisschen Geschichte, doch zurück in die Welt des Mythos. Über das einträgliche Exportgeschäft, von der Purpurschnecke bis zum Alphabet, herrschte nach mythischer Überlieferung also Agenor. Er hatte neben einigen Söhnen mit wohlklingenden Namen (einer von ihnen hieß Phönix) auch eine Tochter – ebenjene Europa, die uns hier interessiert. Endlich, werden Sie sagen! Aber auch hier müssen wir noch einen Augenblick innehalten. Denn nach einer anderen, vermutlich älteren Version dieser Erzählung war Phönix nicht der Bruder, sondern der Vater der Europa. Ich erwähne das nur deshalb, weil im Mythos nicht die Purpurschnecke, sondern der König Phönix dem Land seines Vaters den Namen

verlieh: Phönizien. Natürlich ist es plausibel, darauf die Antwort des Mythos auf die historische Namensgebung durch die Griechen zu vermuten.

Wie viele junge Mädchen saß auch Europa gerne am sandigen Strand des Mittelmeers, genauer also: des phönizischen Meeres in der Nähe von Sidon oder Tyrus. Sie knabberte an ein paar Datteln und blickte verträumt über das blaue Meer mit seinen kleinen weißen Schaumkronen. Wohl kaum konnte sie sich vorstellen, dass weit weg, auf der gegenüberliegenden Seite, ein Landstrich lag, der einmal ihren Namen tragen sollte. Ihr Träumen war leichtsinnig, weil sich die griechischen Götter auf der anderen Seite des Ozeans nicht mit ihrem sonnigen Plätzchen am Olymp begnügten. So wurde Europa Opfer des berühmten Schürzenjägers Zeus, der sich in einen weißen Stier verwandelte und die Königstochter schwimmend nach Kreta entführte. Es ist von Belang, dass es sich hierbei nicht um den olympischen Zeus des griechischen Götterhimmels handelte, sondern um den kretischen Zeus. Denn das ist ein Unterschied! In Kreta besaß der spätere Himmelsgott noch eine gehörige Portion Bodenhaftung (man nennt das auch chthonisch von griech. *chthonios*/unterhalb der Erde, Unterwelt, während *gaia* für Erde reserviert war). Der Stier war in der kretischen Kultur ein Wasserwesen. Wasser gehörte nicht in die Gefilde des Himmels, sondern in die Region der Erde. Es war in der Geschichte der Religionen ganz generell ein gutes Stück Arbeit, die Gottheiten von der Erde in den Himmel zu hieven, also aus chthonischen Gottheiten himmlische zu machen, doch dazu kommen wir später.

Dieser schamlose Raub der Europa durch Zeus blieb nicht ohne Folgen. Der Verbindung entspross unter anderem Minos, der König von Kreta wurde. Nach ihm wurde später die erste große – wohlgemerkt vorgriechische! – Hochkultur auf Kreta und in der benachbarten Ägäis benannt, die minoische Kultur. Damit erzählt der Mythos von den Verbindungen zwischen Phöniziern und Kretern, was durchaus auf historischen Grundlagen beruht.

Als Erster erzählte uns Homer diese Geschichten in seinem großen Epos *Ilias*. Das ist freilich bereits eine ziemlich späte Version und deswegen entsprechend konstruiert. Man darf darüber räsonieren, was er uns also damit sagen wollte. Bei Hesiod, dem etwa zur gleichen Zeit dichten den Bauern aus Askra in Böotien, klingt die Sache nämlich völlig anders. Bei ihm ist Europa (wie auch Asia) eine von sage und schreibe 3000 Töch-

tern des Okeanos und der Tethys. In weiteren Mythen in verschiedenen griechischen Gebieten taucht Europa teilweise sogar als Göttin auf (auch die Erd- und Getreidegöttin Demeter trägt ab und zu den Beinamen Europa).

Sie sehen, die Sache ist kompliziert, wie immer, wenn man sich im Mythos verheddert. Mythen sind konstruierte Erzählungen, die viele Interessen unter einen Hut bringen wollen. Sie sind das Ergebnis eines politischen Geschachers und durch den Vereinfachungsfleischwolf des Boulevards gedreht. Jeder kann sich das gerade Passende herausuchen. Und genau das tun wir jetzt auch, indem wir den Kern der vor allem durch die spätere Verbreitung im Römischen Reich populär gewordenen Botschaft aufgreifen: Europa ist keine Europäerin, sondern die Tochter eines orientalischen Handelsmagnaten. Sie hat (außer dieser Tatsache) keinerlei geographischen Bezug, und die Art und Weise, wie sie auf den Kontinent (den wir heute als Europa bezeichnen) kam, war noch nicht die feine englische (und auch nicht die ebenfalls sehr feine orientalische) Art. Noch etwas Unerfreuliches kommt hinzu. Woher dieser Name stammte, was er bedeutete, wissen wir nicht. Eine Zeit lang vermutete man eine Ableitung aus dem phönizischen *ereb*, was so viel wie Dunkel und Abend (Sie hören schon das Abendland anklingen) bedeutet. Aber das wird heute eher bezweifelt. Und das ist auch besser so, denn wir wollen unsere Geschichte nicht gleich in der Abenddämmerung beginnen. Jedenfalls scheint es, dass auch den Griechen die ganze Problematik bewusst war, denn sie bemühten sich redlich, die Spuren des Orients zu verwischen und in allen Abstammungsgeschichten dem Griechischen ein entsprechendes Gewicht zu geben.

„Von Europa weiß keiner der Menschen ...“

Tatsächlich wurde der Begriff Europa bereits im 6. und 5. Jahrhundert v. Chr. geographisch (aber nicht kulturell) verwendet. Er bezeichnete unterschiedliche Gebiete neben Afrika und Asien, die aber wenig mit dem heutigen Europa zu tun hatten, das damals in seiner Ausdehnung gar nicht bekannt war. Die Gebiete diesseits und jenseits solcher Kontinentgrenzen bewohnten vielmehr Griechen. Der erste große Historiker der Geschichte,

Herodot, schrieb in der Mitte des 5. Jahrhunderts v.Chr.: „Von Europa weiß keiner der Menschen etwas, [...] weder woher es diesen Namen erhalten hat, noch, wer ihn ihm gegeben hat, ist klar, wenn wir nicht sagen wollen, das Land habe den Namen von der Europa aus Tyros erhalten; zuvor war es also namenlos, wie auch die anderen Erdteile.“ Und Herodot wundert sich, dass Europa keine Europäerin ist und nach seiner geographischen Einteilung Europa nie betreten hat.

Herodot gehörte wie der große Tragödiendichter Aischylos zu jenen, die an eine göttlich gesetzte Grenze zwischen Orient und Okzident glaubten. Das hilft den heutigen Orientverächtern freilich auch nicht weiter, denn Herodot hat die Grenze zwischen den Griechen und den Persern gemeint. Nur schwer konnte man sich nämlich erklären, wie das kleine und in unzählige Stadtstaaten zersplitterte Griechenland die Supermacht Persien hatte niederringen und seine „Freiheit“ bewahren können. Also führte man den Sieg darauf zurück, dass der persische Großkönig Xerxes von den Göttern bestraft worden sei, weil er, der Gottlose und Barbar, es gewagt hatte, diese heilige Grenze zwischen Orient und Okzident zu überschreiten.

Herodot zog eine höchst willkürliche Grenze, die uns deshalb eigentlich ziemlich gleichgültig sein kann. Noch der große griechische Philosoph Aristoteles zählte die Griechen nicht zu den Europäern, sondern dachte ihnen einen Zwischenstatus zwischen Europa und Asien zu. Da er mit den Kontinenten vor allem Klimazonen verband, könnte man ihm zugutehalten, dabei den Schnee im Pindos-Gebirge und die Hitze in Athen im Auge gehabt zu haben. Aber es gab auch einen weniger harmlosen Aspekt der Sache. Nach dem Sieg über die Perser kannte die populistische Propagandamaschine der griechischen Sieger kein Halten mehr, und die Frage der klimatischen Grenzen bekam eine rassistische Schlagseite. Der berühmte Mediziner Hippokrates stellte eine Klimatheorie auf, nach der die im ausgeglichenen Klima Asiens lebenden Menschen zwar kultiviert seien (immerhin!), aber Tapferkeit und Mut gedeihe nur im rauen Klima des Nordens. Aristoteles übernahm diesen Unsinn und führte die angebliche Knechtung der orientalischen Völker darauf zurück. Das Narrativ vom freiheitsliebenden Europa und dem despotischen Orient war ziemlich erfolgreich und begleitete die historische Konfrontation von Griechen und Persern über lange Zeit hartnäckig.

Die Alpen aus Afrika

Nun könnte man sich fragen, von welchem Belang all diese mythischen Erzählungen sind. Natürlich sind Mythen phantasievoll, unhistorisch und logisch ziemlich inkonsistent, aber ihnen kommt doch auch eine eigene Rationalität zu. Mythen verarbeiten in ihrer eigenwilligen Logik Fakten und historisch Erlebtes in phantasievoller Form. Wenn die frühen Griechen Ereignisse aus ferner Vergangenheit erzählten, verfolgten sie damit keine historische, sondern eine literarische Ambition. Insofern hat der Mythos immer einen doppelten Boden. Es dauerte einige Zeit, bis sich so etwas wie ein auf Fakten gestütztes Geschichtsverständnis herausbildete. Die griechischen Historiker Herodot und Thukydides waren die Ersten, die sich darum bemühten. Damit war es dann freilich weitgehend vorbei mit der literarischen und dichterischen Brillanz, und die Historie wurde ein trockenes Geschäft.

Nun möchte ich tunlichst vermeiden, dass es in diesem Buch trocken wird, aber es hilft nichts, wir müssen uns langsam den historischen Fakten zuwenden. Doch auch diese Geschichten kann man mit einem „Es war einmal ...“ beginnen lassen und ich fange nun also ganz von vorne an.

Es war einmal vor ziemlich langer Zeit, dass auf diesem die Sonne umkreisenden Planeten an der Oberfläche eines riesigen Ozeans eine große Platte schwamm. Man nennt diesen Urkontinent Pangaea (von griech. *pan/ganz* + *gaia/Erde*). Es war ungemütlich damals. Hunderttausende Jahre lang spien Vulkane Asche und Lava in den Himmel und verursachten ein Massensterben unter den ersten Lebewesen. Vor etwa 200 Millionen Jahren brach diese Platte – vielleicht mit großem Krach – in mehrere Stücke, die im Laufe von 50 Millionen Jahren auf dem Ur-Ozean auseinanderdrifteten und im Groben die Form der heutigen Kontinente annahmen. Der Norden des europäischen Kontinents lag noch unter dem Meer. Plankton, Muschel- und Schneckenschalen, die auf den Meeresboden sanken und versteinerten, finden sich heute etwa in dem Solnhofener Kalkstein der Fränkischen Alb (mit etwas Glück auch Reste des Archaeopteryx, des Dinosaurier-Urvogels, der gerne über dem Altmühltal seine Kreise zog).

Den Raum zwischen den sich langsam voneinander entfernenden afrikanischen und europäischen Platten füllte der Ozean Tethys (das ist *ein*



Mosaik mit Okeanos und Tethys (2.–3. Jh.), Zeugma Mozaik Müzesi, Gaziantep

Ausdruck für Ozean, der uns bereits als Name für die Mutter der Europa begegnet ist). Vor etwa 130 Millionen Jahren kehrte sich die Bewegung um und die beiden Platten schwammen etwa 80 Millionen Jahre lang aufeinander zu, bis sie schließlich – vielleicht wieder mit großem Getöse – zusammenstießen. Die afrikanische Platte verschlang dabei das zwischen den Kontinenten liegende Meer samt seinen Gesteinsformationen und drückte die Massen in die europäische Platte hinein. Diese Stauchung schiebt bis heute ein Gebirge in die Höhe. Wir reden von den Alpen, die durch den Druck der afrikanischen Platte um etwa zwei Zentimeter pro Jahr in die Höhe wachsen. Das ist natürlich bescheiden und die ständige Erosion gleicht das aus, sodass netto nur etwa ein Millimeter Wachstum pro Jahr übrig bleibt. Auf lange Sicht hat die Erosion die Alpen sehr verkleinert. Geologen gehen von ursprünglich einem Mehrfachen der derzeitigen Berghöhen aus. Hätten wir diesen Zustand heute noch, wären die Alpen eine unüberwindliche Barriere zwischen dem nördlichen Europa und dem südlichen Teil, der dem Orient so nahe ist.

Die Alpen ziehen sich über 1200 Kilometer zwischen Ligurischem Meer und Pannonischem Becken, zwischen deutschem Alpenvorland und ita-

lienischer Poebene quer durch Europa. Der Terminus Alpen (*alp* ist vielleicht eine von Kelten übernommene römische Bezeichnung für hoher Berg; das meinte jedenfalls der in solchen Dingen nicht allzu verlässliche Isidor von Sevilla im Mittelalter) wurde zu einem universal verwendeten Wort: Alpin heißt einfach bergig, egal ob in den Alpen oder bei einer „alpinistischen“ Tour in Feuerland.

Die zwischen 130 und 30 Millionen Jahren entstandenen und damit erdgeschichtlich eher jungen Alpen sind also eine afrikanische Falte, ein Gemisch aus europäischem und afrikanischem Boden. Trotzdem fühlen sich die knorrigen Tiroler ganz wohl auf diesen Resten afrikanischer Schnecken- und Muschelschalen und auch die steirischen Äpfel und Kürbisse gedeihen gut in diesem Boden. Man könnte sogar sagen: Als unsere Vorfahren nach Europa gezogen sind, denn in der Tat stammt kein Europäer aus diesem Kontinent, zogen sie auch gleich wieder auf heimatliche Erde.

Woher wir kommen, oder: *Out of Africa*

Es gibt zurzeit nur geringe Zweifel daran, was bereits Charles Darwin vermutete. Demnach wanderte der anatomisch moderne Mensch (*Homo sapiens*) aus Ostafrika nach Asien und Europa. Ich sage bewusst „zurzeit“, denn die einschlägigen Wissenschaften sind, gerade weil sie so wenig archäologisches Material besitzen, sehr dynamisch. Schon einzelne Funde können lange gepflegte Theorien über den Haufen werfen. Doch vorläufig spricht nichts dagegen, wenn wir uns der verbreiteten wissenschaftlichen Sicht, nämlich der Out-of-Africa-Theorie, anschließen. Darüber, wie man sich das genau vorzustellen hat, kursieren mehrere Varianten. Vor etwa 200 000 Jahren dürfte der moderne Mensch – also wir! – entstanden sein. Die Trennung von Menschen und Menschenaffen liegt – das mag uns beruhigen, auch wenn es nicht immer auf den ersten Blick ersichtlich ist – schon etwa sechs oder sieben Millionen Jahre zurück. Den Affen haben wir also lange hinter uns, aber von einer linearen Abfolge der Menschwerdung kann keine Rede sein. Der Stammbaum des Menschen ist kompliziert und verzweigt. Deshalb sprechen ganz Gewitzte heute lieber von einem Stammbusch. Unsere uralten Vorläufer, die wie Blüten auf diesem Busch verteilt sind, schaffen es mit beneidenswerter Regelmäßigkeit auf

die Titelseiten von Illustrierten. Darunter die vier Millionen Jahre alte Ardi aus Äthiopien oder die eine Million Jahre jüngere Lucy (auch aus Äthiopien), die nach dem Beatles-Song *Lucy in the Sky with Diamonds* benannt wurde. Dazwischen schiebt sich neuerdings ein Äthiopier mit dem wenig inspirierenden Namen MRD-VP-1/1. Sie alle waren Hominini, die zwar bereits aufrecht gehen konnten, aber sich auf den Bäumen, von Ast zu Ast schwingend, wohler fühlten. Irgendwann, vor etwa einer Million Jahren, begannen diese Menschen, das Feuer zu nutzen, eine gewaltige Revolution, und sie erstellten erste Werkzeuge aus Stein und Knochen. Gleichzeitig dürfte die Entwicklung der Sprache erfolgt sein.

Während dieser Zeit scheinen Menschen in mehreren Schüben aus Afrika ausgewandert zu sein. Darunter befanden sich auch unsere Vorfahren, die „modernen Menschen“. Sie wanderten zwischen 125 000 und 60 000 (je nach Forscherin) nach Asien, Australien und über den Nahen Osten nach Europa. Hier kamen sie vor etwa 45 000 Jahren an. Anfangs lebten wir in der Nachbarschaft des (ebenfalls in Afrika) unabhängig entstandenen Neandertalers, der uns vor 30 000 Jahren wieder verließ, um auszusterben. Mit ihm haben wir nicht nur den Tisch, sondern auch das Bett geteilt, denn ein bisschen Neandertaler lässt sich in unseren Genen immer noch nachweisen. Warum der Neandertaler ausstarb, der übrigens ein längeres Leben hatte als unsere Spezies und der kulturell ziemlich entwickelt war, weiß man immer noch nicht.

Dafür kennen wir den Weg, den unsere – übrigens bis mindestens in die Jungsteinzeit dunkelhäutigen! – Vorfahren bei der Besiedelung Europas nahmen, ganz gut, denn sie ließen an vielen Orten Gegenstände zurück. Sie zogen demnach über Bulgarien, Rumänien, Ungarn, immer schön das Donaubecken entlang, durch die Alpen nach Norden. Unter dem, was unterwegs liegen blieb, befinden sich exquisite Stücke der Kunst der Altsteinzeit (Paläolithikum). In der slowenischen Höhle Divje Babe bei Cerkno tauchte eine Flöte auf, die man allerdings Neandertalern zuschreibt. Aber der Rest stammt vom *Homo sapiens*. In der Nähe der österreichischen Stadt Krems holte man eine Fanny vom Galgenberg genannte Tänzerinnenfigur aus grünem Serpentin mit einem Alter von etwa 35 000 Jahren aus der Erde. Einige Kilometer weiter wurde 1908 die aus Kalkstein gefertigte Venus von Willendorf (25 000 Jahre alt) gefunden. In der Schwäbischen Alb tauchte die aus Mammut-Elfenbein geschnitzte

Venus vom Hohlefels aus dem Schutt auf wie Aphrodite aus dem Schaum des Meeres. Neben weiteren Skulpturen, alle um die 35 000 Jahre alt, fand man Flöten aus Geierknochen und Elfenbein, die auf eine pentatonische Tonfolge gestimmt sind und immer noch funktionieren.

Die Venusfiguren waren der Anfang des ersten Kunst-Booms auf dem europäischen Kontinent. Den Ausdruck prägte übrigens 1864 der Marquis Paul de Vibraye beim ersten Fund einer solchen paläolithischen Figur. Er erschrak anscheinend zutiefst vor diesem in Ton geformten Berg unzüchtigen weiblichen Fleisches und nannte das kleine Figürchen, das er, eben vom Schmutz befreit, zwischen seinen Fingern hielt, *vénus impudique*, unzüchtige Venus! Diese überwiegend weiblichen Figuren zeichnen sich durch ähnliche Kennzeichen aus: übertrieben betonte Geschlechtsmerkmale, breite Hüften, dicke Oberschenkel und meist nur angedeutete oder überhaupt fehlende Beine, Arme und Gesicht. Die Kunst scheint uns ziemlich stereotypisch, weshalb man versucht ist zu folgern, es gehe um die Darstellung von etwas Prinzipienhaftem (Weiblichkeit, Fruchtbarkeit). Diese Annahme ist kühn, denn das würde bedeuten, dass diese ersten Künstler aus der Altsteinzeit bereits Philosophen waren. Und doch erscheint sie nach wie vor als plausibelste Erklärung. Freilich liefern sich die Archäologen längst einen Wettstreit, um diese Theorie angegraut und als Old School erscheinen zu lassen, und legen jede Menge von anderen Deutungen vor: Ahnen- oder Ritualfiguren, Bestandteile des Mutterkults oder gar schlicht steinzeitliche Sex-Toys für die damalige Männerwelt. Die Venusfiguren bilden jedenfalls eine große Klammer zwischen Alt- und Jungsteinzeit



Lady von Lempa (6000 v.Chr.), Cypros Museum, Nikosia

(Neolithikum). Auf welcher Insel im Mittelmeer Sie auch immer Ihr Badetuch über die Hotelliege werfen: Falls Sie einen Tag für das örtliche archäologische Museum erübrigen, werden Sie überall auf eine charakteristische Venusfigur – in aller Regel aus dem Neolithikum – stoßen: Auf der Kykladeninsel Milos begegnet man der Lady von Phylakopi, auf Kreta kann man der etwas unförmigen Göttin von Myrtos (eigentlich ein Gefäß in Form einer Frau), der Mutter der Berge oder der Schlangengöttin aus Knossos einen Besuch abstatten. Auf Sardinien gibt es die Mater Mediterranea in Senorbi, in der Argolis auf der Peloponnes die Göttin von Lerna, auf Zypern die Lady von Lempa. In Malta ist die schönste von den vielen die Sleeping Lady, die im archäologischen Museum von Valletta in ihrem Tempelschlaf (das meinen zumindest einige Archäologen) vor sich hin döst.

Um kurz in der jüngeren Altsteinzeit zu bleiben, so war der künstlerische Ehrgeiz unserer Vorfahren aus Afrika mit den erwähnten kleinen Kunstwerken keineswegs befriedigt. Sie liefen zur Zeit der letzten Eiszeit, die Europa überzog, zur Hochform auf und begründeten die erste große Kunstperiode der Menschheitsgeschichte. Zwar ist uns nur erhalten geblieben, was die vielen Jahrtausende überdauerte, während wir von Arbeiten mit Holz, Tierhäuten und Stoffen, ganz zu schweigen von Musik, Ritualen, Tänzen, Körperbemalungen wenig bis gar keine Ahnung haben. Dass man ein solches Urteil dennoch gut begründen kann, liegt an der Felsen- und Höhlenmalerei. Ab etwa 20 000 datiert die unglaubliche Kunst der bemalten Höhlen, vor allem (aber nicht nur) im Grenzgebiet des heutigen Frankreich und Spanien. Als man im 19. Jahrhundert die ersten Höhlen entdeckte – darunter 1879 das Juwel: die Höhle von Altamira –, war man fassungslos und hielt die ganze Sache für eine raffinierte Fälschung. Es vergingen einige Jahrzehnte, bis man es wagte, die Kunstwerke – inzwischen summierten sie sich auf mehrere Hundert – angemessen zu würdigen. Die Kunst des späten Paläolithikums war so außergewöhnlich, dass der französische Philosoph Georges Bataille wohl nicht ohne Lust an der Provokation die Kulturwerdung des Menschen, die wir gerne auf die griechische Antike projizieren, dem paläolithischen Menschen zuschrieb. Und von Pablo Picasso wird gerne der Spruch zitiert, dass nach Altamira alles Dekadenz sei!

Kaum war Europa mit einigen Sippen aus Afrika spärlich besiedelt, erlebte es auch schon seine erste große Kunstperiode. Da tauchen natur-

gemäß viele Fragen auf: Was waren Antrieb und Ursprung dieser Kunst? Wie stand es mit der mentalen Ausstattung der damaligen Menschen? Welches „Weltbild“ stand hinter dieser Kunst? Derlei Fragen habe ich mich an anderer Stelle ziemlich ausführlich gewidmet – nur für den Fall, dass Sie das vertiefen möchten.² Hier sei nur kurz und generell festgestellt, was sich mit einiger Plausibilität vermuten lässt: dass für diese Kunst tatsächlich religiöse und magische Antriebskräfte verantwortlich waren. Die ersten Bausteine für die Erzählungen der Religionen und für andere kulturelle Geschichten sind parallel mit der Kunst in dieser frühen Zeit entwickelt worden. Da wir keine Texte über diese Zusammenhänge besitzen, bleibt uns keine andere Wahl, als diese Kunst als Ausdrucksgestalt solcher Weltbilder anzusehen. Unsere fernen Vorfahren in der späten Steinzeit waren jedenfalls auf einem so hohen kulturellen Niveau, dass wir darauf auch heute noch ohne Weiteres stolz sein dürfen.

Das ist umso gebotener, als die Kultur der Höhlenmaler schon bald wieder zusammenbrach. Ohnehin ist es merkwürdig, wie isoliert diese unglaublichen Kunstwerke in der Landschaft stehen. Es fehlen Begleitentwicklungen, die zu einer solch fortgeschrittenen Kunst passen würden wie zum Beispiel die Gründung von Städten. Die Leute waren noch nicht einmal sesshaft, sondern umherziehende Nomaden! Technische Werkzeuge sind nicht bekannt. Wir wissen nicht, wo und wie diese frühen Menschen gewohnt haben und was sie den ganzen Tag lang trieben. So beeindruckend die Höhlenkunst in Europa auch ist, entstand die Kultur in ihrer gesamten Breite doch nicht in Europa, sondern im Orient. Vielleicht war einer der Gründe dafür die Tatsache, dass es in Europa damals eher unwirtlich war: zuerst zu kalt, dann zu nass.

Die Jäger und Sammler werden Bauern

Ganz anders lagen die Dinge im Vorderen Orient und in Nordafrika. Die Sonne strahlte vom blauen Himmel, zwischendurch schossen dunkle Wolkenberge in die Höhe und bildeten einen riesigen Amboss, der sich mit Blitz, Donner und Regengüssen entlud, sodass Flüsse fruchtbares Schwemmland bewässerten, aus dem die Pflanzen sprossen. Paradiesische Zustände also. Die Menschen überlegten sich, warum sie eigentlich die

Mühsal des unstillen Herumziehens auf sich nahmen, und wurden sesshaft. Etwa zwischen 10 000 und 5000 v. Chr. schuf eine Klimaerwärmung zwischen dem Himalaja und dem Mittelmeer beste Lebensbedingungen. Vom westlichen Iran über das Land zwischen Euphrat und Tigris, Anatolien, Syrien bis nach Palästina erstreckte sich ein „Fruchtbarer Halbmond“ (den Ausdruck *fertile crescent* prägte 1938 der Ägyptologe James Henry Breasted). Die Gunst der Natur verleitete die Menschen geradezu dazu, Äcker zu bewirtschaften, Tiere zu domestizieren, Städte zu gründen und so nebenbei Architektur, Kunst, Literatur, Religion und Philosophie zu erfinden, kurzum: Kultur zu stiften.

Manche Gegenden waren ganz außerordentlich fruchtbar: der südliche Teil des Landes, das die beiden Flüsse Euphrat und Tigris einschlossen, oder das Mündungsdelta des Nils im nördlichen Ägypten, wo Papyruspflanzen wucherten und alles prächtig gedieh, was man anbaute. Später entstanden mit Blick auf dieses glückliche Szenario quer durch den Orient schöne Märchen vom Paradies, wo einem die Erde ohne viel eigene Anstrengung alle ihre Früchte schenkt. Der Ausdruck Paradies leitet sich von einem altpersischen Wort für Garten ab: *pairidaida* oder *pairidaeza* (umzäunt, ummauert), was griechisch zum *paradeisos* und lateinisch zum *paradisus* wurde. Paradies diente als Bezeichnung für die reichen Gärten der assyrischen Könige und schließlich für die Gartenkultur schlechthin, die im Orient einen hohen Stellenwert einnahm. Denn Gärten mit sprudelnden Brunnen waren Zeichen von Wohlstand und Lebensfreude. Was anders ist ein Garten denn auch? Manchmal pflanzt man dort ein Nachtschattengewächs, das im östlichen Teil Österreichs heute noch den schönen Namen Paradeiser (als Abkürzung für Paradiesapfel) trägt. In Italien nannte man das Gemüse Goldapfel (*pomodoro*) – gemeint ist die Tomate.

Doch ich habe mich im Paradies verloren und sollte zurückfinden zur demgegenüber nicht ganz so idyllischen Realität! Denn anfangs hatte die Sesshaftwerdung herzlich wenig mit einem Paradies zu tun – deshalb wohl die phantasievollen Wunschvorstellungen. Die ersten Siedlungen glichen eher dem Fegefeuer. Die Menschen starben früh, das enge Zusammenleben von Mensch und Tier führte zu immensen Hygieneproblemen.

Die gewaltige Veränderung der Lebensweise fand allmählich statt: Jäger und Sammler wurden erst zu nomadisierenden Viehhaltern und schließlich zu sesshaften Ackerbauern und Viehzüchtern. So recht nach

Revolution klingt das nicht, doch es hat sich dafür der Begriff Neolithische Revolution durchgesetzt. Der von marxistischen Geschichtstheorien beeinflusste australische Historiker Vere Gordon Childe hat ihn 1936 in Analogie zur Industriellen Revolution geprägt. Immerhin, ein gewaltiger Umsturz war das durchaus. Neben der Domestikation von Pflanzen und Tieren waren jede Menge Erfindungen nötig, um das neue Leben zu meistern: Pflug, Joch, Wagenrad, Fischernetz, Angelhaken, Boot, Töpferscheibe und Keramik (man brauchte nun Gefäße zum Speichern), Bewässerungstechnik, Maße, Gewichte und, um dies alles bürokratisch zu verwalten, um das Jahr 3200 die Schrift! Ungefähr zur selben Zeit begann die Metallverarbeitung, womit die Jungsteinzeit in die Kupferzeit überging. Dazu kamen die entsprechenden sozialen Umwälzungen: die Zentralisierung des wirtschaftlichen, politischen und religiösen Lebens, Differenzierung von Handel und Gewerbe mit den entsprechenden Innovationen, Bildungssysteme, bürokratische und politische Institutionen, zentrale religiöse Autoritäten. Kurzum: Was hier erfunden wurde, waren die ersten Bausteine der Stadt mit allen ihren kulturellen Errungenschaften. Diese Bausteine – in den frühen Hochkulturen verfeinert – waren letztlich *die* Bausteine, aus denen das spätere Europa entstand.

Manche wagemutigen Bauern verließen ihre Siedlungen im Orient und zogen in langen Trecks durch das Donautal nach Norden. Der Balkan bildete dabei das Bindeglied von Süd- nach Nordeuropa. Sie hatten unsere Haustiere dabei, die alle aus dem Vorderen Orient stammen: asiatische Ziegen und Schafe, Rinder und Schweine aus Anatolien, alle etwa um 8000 v. Chr. domestiziert. Vielleicht ritten sie auf ein paar um 4000 v. Chr. gezähmten, aus Zentralasien stammenden Pferden. Und natürlich hatten sie gebrannte Keramik im Gepäck, die im 7. Jahrtausend im Iran erfunden worden war, Töpferware vor allem, aber auch einige kunstvolle Figuren, wie bereits berichtet.

Vermutlich erschranken sie ziemlich heftig darüber, was sie im Norden vorfanden. Die Gegenden waren alles eher als einladend. Am Ende der Altsteinzeit, etwa um 10 000 v. Chr., endete mit der erwähnten Klimaerwärmung die letzte große Vereisung. Die gleiche Sonne, die aus der einst fruchtbaren Sahara eine Wüste machte, den Vorderen Orient aber bewohnte, schmolz in Europa den Eispanzer ab. Es begann der bis heute andauernde Klimazyklus. Durch die gewaltigen Mengen an Schmelzwasser

waren große Teile des Kontinents unwirtliche Sumpflandschaft. Die Jagd war schwierig, weshalb man sich zunächst an den Küsten niederließ und *nolens volens* mit dem Meer als Nahrungsquelle vorliebnahm. Das Ausmaß dieses stetigen Transfers vom Orient in den Okzident muss eindrucksvoll gewesen sein, denn an allen möglichen Orten Europas stoßen wir auf erstaunliche Funde. Am Bouldnor Cliff vor der Isle of Wight in Großbritannien fand man in elf Metern Tiefe ein Häuflein von Einkorn, das aus dem Fruchtbaren Halbmond stammte. Einkorn war eine der ersten von Menschen angebaute Getreidearten. Noch weiter im Norden des Kontinents, in der Nähe von Stonehenge, enthielt ein reich ausgestattetes Grab einen vornehmen Mann (genannt Bogenschütze von Amesbury). Er war ein Zugereister aus dem Alpenraum und hatte Geräte bei sich, die in Spanien gefertigt worden waren. So funktionierte Globalisierung in der Steinzeit!

Doch trotz solch feiner Stücke, die man da und dort aus der Erde holt, war es damals zu einem ersten Rückfall der Kultur gekommen. Die Kunst war spärlich geworden und hatte an Qualität verloren. Kaum hatte Europa (das es als politischen und geographischen Begriff natürlich noch gar nicht gab) mit der „Sixtinischen Kapelle der Urgeschichte“ (Henri Breuil über den „Bildersaal“ der Höhle von Altamira) ein erstes, eindrucksvolles Lebenszeichen in die noch ziemlich leere Welt gesandt, war es damit auch schon wieder vorbei.

Die ersten Bausteine der Kultur

Betrachten wir das Neolithikum als eine Art Labor der Kultur, in dem ähnlich wie in einem biologischen Labor die Bausteine des (kulturellen) Lebens analysiert werden. Und wie das Leben auf vier organischen Basen basiert, die sich zu Nukleotiden und weiter zu Nukleinsäuren als den Informationsträgern des Lebens verbinden, so bildeten sich im Neolithikum die „Basen“ und „Nukleotide“, die sich in den frühen Hochkulturen zu den „kulturellen Nukleinsäuren“ verbanden, aus denen sich die Kultur zusammensetzt.

Sesshaft zu werden, war ein wahrlich revolutionärer Schritt in diesem Prozess und ein durchaus heikles Unterfangen. Eine Voraussetzung dafür

war das große Vertrauen darauf, dass aus den Samen, die man in die Erde setzt, Monate später Früchte reifen, dass sich dieses Geschehen Jahr für Jahr wiederholt und dass die erzeugten Produkte des Feldes eine ganze Sippe satt machen können. Um das zu gewährleisten, musste man in den Zyklus der Natur eingreifen, womit das bis heute aktuelle Thema der technischen Verwandlung der Welt aufkam. Man musste das Feld pflügen, Sämlinge setzen, bewässern, Schädlinge abhalten, Unkraut beseitigen, die Früchte ernten und sie konservieren; Speichertechniken wurden nötig und schließlich bürokratische Handlungen wie Messen, Einlagern, Etikettieren, Zuweisen.

Über den Niederschlag, den die Sesshaftwerdung generell und solche Bearbeitungstechniken im Speziellen in den kulturellen Erzählungen gefunden haben, könnte man einige Spekulationen anstellen. Vielleicht darf man darin sogar einen Schlüssel für die Sündenfall-Geschichte vermuten. Als der Mensch seine Geborgenheit im Zyklus der Natur verließ, wurde er gleichsam aus einem Paradies verjagt. Die Natur schenkte ihre Güter nicht mehr freigiebig, im Vorübergehen sozusagen. Vielmehr musste sie ihr der Mensch in schweißtreibender Arbeit und mit technischen Eingriffen abringen, um sein Überleben zu sichern. Es ist davon auszugehen, dass die Menschen solche Eingriffe in den Lauf der Natur nicht auf die leichte Schulter nahmen, sondern sie zu rechtfertigen suchten. Vielleicht liegt darin *eine* Motivation für die ersten religiösen Erzählungen. Indem man die Eingriffe in die Natur magisch-religiös überhöhte, lagerte man sie in ein anderes kulturelles Feld aus. Solche Erzählungen wären dann gleichsam ein Preisschild, das die Kosten für die Umwandlung von Natur in Kultur abbildet.

Die wohl wichtigste Voraussetzung der Ackerbaukultur war indes eine aufregende Entdeckung: der Rhythmus, in dem der Zyklus der Fruchtbarkeit abläuft. Es ist in der Tat faszinierend, mit welcher Verlässlichkeit die Pflanzen, die mit Anbruch des Winters absterben, im Frühling neu erscheinen, zuerst Blüten, dann Früchte tragen und sich im Herbst wieder in „die Unterwelt“ zurückziehen. Das bedeutet nichts anderes, als dass das stetige, lineare Vorwärtsschreiten der Zeit durch die Wiederkehr des immer Gleichen gebrochen wird. Der Zeit in ihrer zyklischen Gestalt kommt damit etwas Bergendes zu; sie stiftet jene ruhige Stabilität, welche die Sesshaftigkeit absicherte. Damit wird unversehens der Ort des Blei-

bens zu einem Ort der Identität und Sinnstiftung. Die großen Gründungsgeschichten der Stadt haben hier ihre Wurzeln.

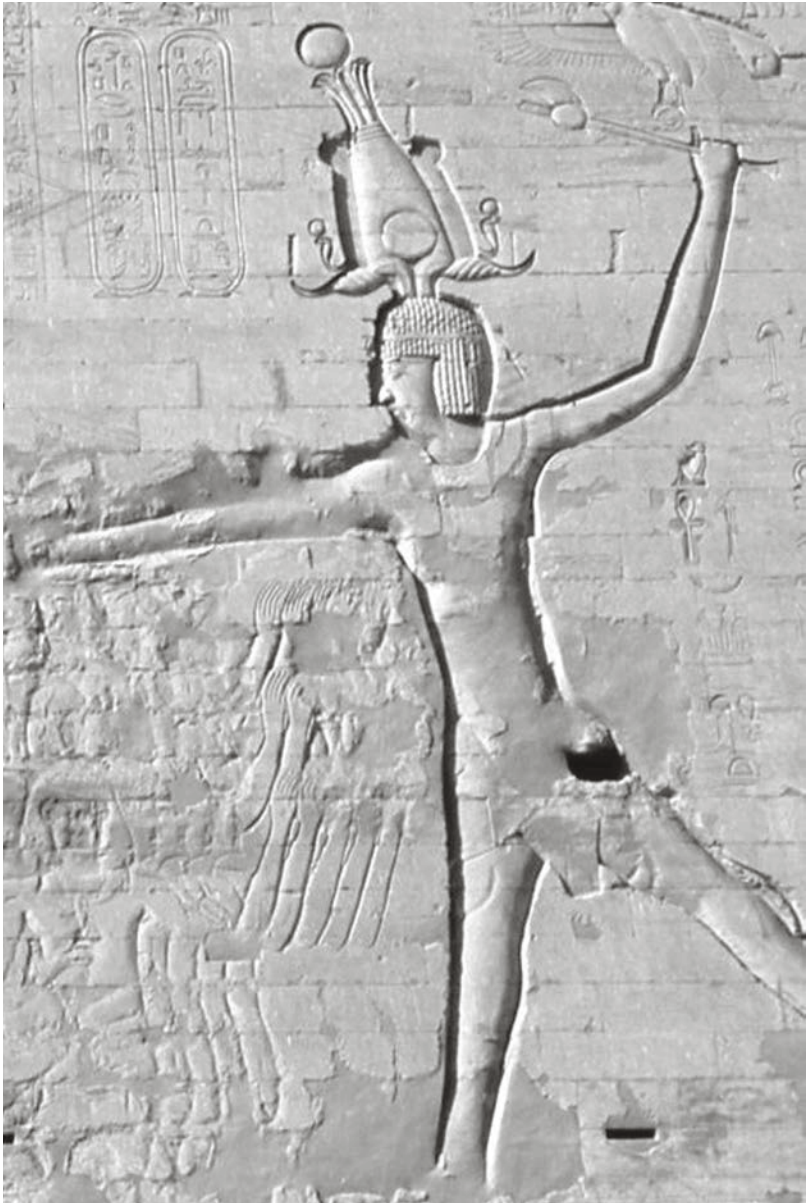
Vielleicht hat der Mensch des Neolithikums diese wunderbaren und auch ein wenig mysteriösen Entdeckungen in ikonographische Zeichen gefasst. Denken wir etwa an die auf runde Steine geritzte Kreuzform, die Steinschale, die die Vollkommenheit und In-sich-Geschlossenheit des Sphärischen ausdrückt, oder die Spiralverzierung, die überall begegnet, wo Menschen solche Erfahrungen machten.

Jedenfalls sollte nicht verwundern, wenn viele scheinbar noch so pragmatische Handlungen einen religiösen Überbau erhielten. Die ersten sesshaften Ackerbauern bauten ihre Hütten zweckmäßig in der Nähe von Wasserquellen, aber Wasserquellen waren selbstverständlich göttliche Orte. Ganz generell musste, wer sesshaft wurde und Hütten baute, zwangsläufig mit dem Raum umgehen, ihn gestalten und ordnen. Also trennten die ersten Hüttenbauer den Wohnraum vom Acker, wiesen den Tieren ihren Platz zu und markierten Orte für die Bestattung der Toten. Nicht nur Pflanzen und Tiere wurden domestiziert, sondern auch Raum und Zeit. Die bewusste Auseinandersetzung mit Letzteren führte, um beim oben vorgeschlagenen Vergleich zu bleiben, zu den organischen Basen für die Architektur genauso wie für die Religion. Dem Raum war von Anfang an ein Koordinatensystem von Unten und Oben eingeschrieben. Die Fruchtbarkeit fand in der Erde statt, aber sie benötigte dazu Regen und Sonne, und beides kam aus dem Himmel. Bildet die Erde die Grundlage für das Wachsen der Pflanzen, gibt die Sonne durch ihren beständigen Lauf den Rhythmus der Fruchtbarkeit vor. Es ist die Sonne, die Ordnung schafft! Aus dieser Erfahrung teilten sich schon früh die Zuständigkeiten. Während Erde und Wasser mit allerhand Vegetationsgottheiten besiedelt wurden, war die himmlische Sphäre für Ordnung und Gesetze zuständig. Mythen aus der griechischen Zeit handeln vom Wachsen der Kulturpflanzen aus dem Leib einer Gottheit. Das Getreide, das die Grundlage des Lebens war, wurde als Ergebnis einer heiligen Hochzeit dargestellt.

Die Gesetzgebung war also von Anfang an eine Angelegenheit von himmlischen Mächten. In den ersten Hochkulturen im Nahen und Mittleren Osten waren es die Gottheiten des Himmels, die nicht selten auf Bergen residierten (der Berg war zwar auch chthonisch konnotiert, aber zugleich dem Himmel nahe), die das Chaos bekämpften und eine harmo-

nische Ordnung schufen. Ordnung aber heißt, umgemünzt auf Staatsgebilde, Gesetz. Daher gaben die Himmelsgötter die Gesetze an die Könige als ihre Stellvertreter weiter, die sie zur Grundlage des Staates machten. Praktischerweise waren diese Gesetze meist auf steinerne Tafeln geschrieben, haltbarer als Festplatten, gespeichert für die Ewigkeit!

Religiöse Vorstellungen entfalteten sich demnach immer im Spannungsfeld von Erde und Himmel, und wir werden sehen, wie stark die Tendenz war, die göttlichen Wesen von der Erde in den Himmel zu hieven. Dabei hatte die verbreitete Ikonographie der Erdmütter einen großen Reiz, was moderne Forscherinnen manchmal zu phantasiereichen Spekulationen verleitete. So vertrat die litauische Prähistorikerin und Anthropologin Marija Gimbutas in den Siebzigerjahren des vergangenen Jahrhunderts die These einer neolithischen Muttergottheit und eines daraus abzuleitenden flächendeckenden Matriarchats mit einem Höhepunkt um 5000 v. Chr. Gimbutas nannte den Umkreis des Donaubeckens, also das Einzugsgebiet der Ackerbauern und Viehzüchter aus dem Orient, das „Alte Europa“. Es ist das älteste „Alte Europa“, das wir kennen. Aus der Verehrung der Fruchtbarkeit der Erde schloss sie auf das Bestehen eines ausdrücklichen Matriarchats, das schließlich durch indogermanische Einwanderer zerstört worden sei. Ihre These erregte viel Aufsehen und fand naturgemäß in feministischen Kreisen großen Anklang. Unbestritten spielten weibliche Gottheiten quer durch die damalige Welt eine große Rolle. Es ist auch keineswegs abwegig, dass die neolithische Muttergottheit (*prehistoric Great Goddess*) als Symbol der ständigen Regeneration sich selbst genügte und sich damit von der indoeuropäischen Erdmutter unterschied, die zur Fruchtbarkeit den männlichen Himmelsgott brauchte. Trotzdem haben die Fakten der Forschung der letzten Jahre (ausdrücklich auch unter der Federführung von Wissenschaftlerinnen) das Narrativ von der großen Muttergöttin des Neolithikums arg zerzaust.



Der die Feinde schlagende Pharao, Tempel von Edfu

2 DIE ERFINDUNG DER KULTUR – DER ALTE ORIENT

Wer seinen Urlaub an den Gestaden des blau und silbern schimmernden Mittelmeeres plant und den Weg nach Süden und nach Osten einschlägt, wird von den touristischen Werbealgorithmen inflationär mit „Wiegen des Abendlands“ eingedeckt, ohne dass die Frage beantwortet würde, was genau dort passiert sei. Wirkliches Interesse für die Geburtsstation Europas heißt daher vor allem, Wiegen zu reduzieren und nach der wahren Wiege Ausschau zu halten.

Die Wiege(n) der europäischen Kultur

Um die Wiegen der europäischen Kultur zu zählen, braucht man keine allzu großen mathematischen Fertigkeiten. Denn eigentlich gibt es nur eine! Oder vielleicht doch zwei? Man kann sich in dieser Frage mit dem Bild behelfen, dass zwar zwei Wiegen angeschafft, aber nur in einer die neugeborene Kultur aufgepäpelt wurde. Es geht um Sumer und Iran! Die eine Wiege stand im Delta des Euphrat, im Schatt al-Arab, die andere im südlichen Iran, in der Ebene der Stadt Susa, die den Archäologen wegen ihrer wunderbaren Keramik schon seit frühester Zeit ein Begriff ist. Dort wohnten die Elamer, die eine Bilderschrift kannten und möglicherweise eine hohe Kultur besaßen. Dieses „möglicherweise“ rührt daher, dass wir weitgehend im Dunkeln tappen, was die früheste elamische Kunst und Architektur betrifft. Es scheint, dass diese Kultur relativ bald von der sumerischen aufgesogen wurde. Daher ist davon auszugehen, dass nur in einer der beiden Wiegen die europäische Kultur ihre erste orientalische Muttermilch erhielt. Allerdings tauchten die Elamer in der Geschichte des Alten Orients noch öfters auf und störten die Kreise